

(Nachdruck verboten.)

10]

Der Flurschütz.

Roman von Alfred Voa.

(Schluß.)

Sie hielt inne und sah ihn bedeutungsvoll an. Er trat ans Fenster, seine Verlegenheit zu verbergen.

„Weil wir gerad' dabon schwähen,“ fuhr sie fort, „ich müßt' ja falsch sein, wenn ich Dir's nicht ins Gesicht sagen thät', wie Du Dich an mir versündigt hast. Es sein's bald zwei Jahr, daß Du fortgemacht bist. Sell' hab' ich gedenkt, Du müßt' mich kennen, daß ich mich vor Dir nur aufnesselt hab' und sonst vor keinem mehr auf der Welt. Ja, sein' dann die Weibskent allegar kiederlich, daß kein Mannsbild so was glauben darf? Gud, wärst Du nicht so treulos gewest, das Bubchen hätt' mir nix gemacht. So hoch hätt' in mein' Kopf getragen!“

Sie stand auf, und eine entschiedene Haltung hob ihre schlante Gestalt. Unwillkürlich wandte er sich um, und ihre Blicke begegneten sich.

„Christine,“ bekannte er offenherzig, „ich bin kriminalisch schlecht gewest.“

„Du hast keine Ahnung,“ sprach sie weiter und ihre Stimme dämpfte ein schmerzlicher Klang, „wie mir's gewest ist in den zwei Jahr'. Gud, wann eins ein Neßgermesser nimmt und stößt mir's aktrat in die Brust, 's kann nicht so weh thun, wie mein Brast. Und daß Du's nur weißt, ich hab' Dich versamnt und verflucht und“ — setzte sie schamhaft errötend hinzu — „hab' mich während dabei erwischt, daß ich Dich doch noch lieb haben thät.“

Er zog sie beseligt an seine Brust und beteuerte:

„So wahr Gott im Himmel ist, ich mach's wieder gut!“

„Das hoff' ich,“ sprach sie vertrauensvoll.

Eine Weile genossen sie stumm ihr Glück, dann sagte er:

„Ich hab' mir das so ausgedenkt. Du sollst zuerst mit dem Vater reden.“

„Jakob, ich denk', wir reden beidsammen.“

Er runzelte die Stirn.

„Ich fürcht' halt, er wird kollerig.“

„Dein Vater ist kein ungueter Mann.“

„Ja schon, aber wo ich so jähling komm'. Und auf den Stuber noch unser Sach.“

„Ich kenn' Dein' Vater,“ ermutigte sie ihn. „Der schäumt gleich auf und donnert los. Es wann er's verworgt hat, giebt er nach.“

Er hegte doch noch mancherlei Zweifel, ob alles gut verlaufen werde. Sie meinte, er sei so lang draußen gewesen, daß ihm der Vater fremd geworden. Sie erzählte, wie sie's angefangen, daß der Flurschütz sie niemals angeschnauzt habe. Wer ihn nur recht zu nehmen wisse, der könne ihn um den kleinen Finger wickeln, denn im Grund habe er ein treues Herz und mite niemand Unbilliges zu. Das verdeutlichte sie an allerlei Zügen, die sie bei ihm beobachtet hatte.

Jakob wunderte sich ein über das andre Mal, wie ergeseheit die Christine war. Wenn die's darauf anlegte, seinen Vater herumzukriegen, da mußte er die Segel streichen. Das Bild des Flurschützen, das er sich in düsteren Farben ausgemalt, erschien ihm gemach in freundlicherem Lichte. Seine Besorglichkeit wich einer beruhigten Stimmung. Nach seiner Art entwarf er Zukunftspläne, setzte sich aufs hohe Pferd und überließ sich einer großen Fröhlichkeit.

„Zuchhe! Martini muß Hochzeit sein!“

Zubelnd hob er Christine in die Höhe, setzte sie auf seinen Schoß und herzte sie, daß ihr der Atem berging.

„Jakob, Du bist nicht recht klug,“ wehrte sie.

Ihre Zurückhaltung steigerte seine Leidenschaft.

Er preßte sie an sich und bedeckte ihren Mund mit brennenden Küßten.

Sie stemmte die Arme gegen seine Brust und stammelte angstvoll:

„Jakob, lass' ab!“

Seine wilde Sinnlichkeit riß ihn mit fort. — —

Sie widerstrebte ihm mit aller Kraft. —

So kämpften sie einen heißen Kampf. —

XI.

Hoch in den Lüften kreist ein Schwarm von Krähen. Schnell wie die Windsbraut stoßen ihrer zwei auf frisch bestelltes Ackerland herab. Mit hörbarem Brausen folgt der ganze Flug. Die schwarze Legion bedeckt den lockeren Grund und macht sich über die Winterfaat her.

Dem Bauersmann sind die Krähen verhaßt, was man ihm auch von ihrem Nutzen vortpredigen mag. Er weiß, sie wadeln hinter dem Sämann her und lesen die leckeren Fruchtkörner auf. Spricht die Obrigkeit ihr Placet aus, so wird das Krähenschießen zum Fest.

Am Saum des Gemeinewaldes, vom Stamm einer mächtigen Kiefer gedeckt, steht der Flurschütz, das Gewehr im Anschlag.

Jetzt drückt er los.

Zwei Räuber bleiben tot auf der Stätte. Die übrigen ergreifen die Flucht, aus der Höhe klingt ihr krächzendes Kroa.

Der Flurschütz läßt aufs neue sein Gewehr, freilich nur dem Jägerbrauch folgend, denn er kennt die Krähen als schlaue Patrone. Zum Schuß wird er diesen Morgen kaum wieder kommen.

Gemächlich nähert er sich dem Feld und bindet die Jagdbente zusammen: zwei alte, feiste Gesellen, das Gesicht vom Bohrgeschäft federlos. Die haben mancherlei auf dem Gewissen. Nun hat sie ihr Verhängnis ereilt. —

Der Flurschütz überschreitet die Gewann und begiebt sich hinunter zum Hollerbach. Am Uferand läßt er sich langsam nieder. Er ist seit Tagesgrauen auf den Beinen, da thut ein wenig Ruhe gut.

Der Platz ist ihm gar wohl vertraut. Hier hat er oft als Kind gefessen, der Gänsehannes neben ihm.

Gannes, Papannes,
Was machen die Gänse?
Sie sitzen im Wasser
Und pudeln die Schwänze.“

Der Gänsehannes erzählte Geschichten, von Nöcken und Nigen, wunderbar. Und das Wasser rauschte so seltsam dazu, da konnte man das Gruseln lernen. Der Jugendfreund ist lang schon tot, und die Nöcken und Nigen auch. Nur das Wasser rauscht wie jenesmal.

Im Dorfe läutete es zehn Uhr. Was mochte jetzt die Christine schaffen? Wahrscheinlich war sie in ihrer Kammer und packte ihre Siebensachen. Daß sie heute Abschied nahm, war ausgemacht, wie er sie kannte. Danach ging sie wohl in die Stadt zurück und that sich nach einer Stelle um.

Das Mädchen gab einem Rätsel auf. Sie brachte sich lieber kümmerlich durch, als daß sie behäbig im Wohlstande lebte. Oder waren ihr die Mannskente allesamt ein Greuel? Dem widersprach ihr leibliches Kind. Der Schnappersgritt Rede nach hatte sie's von einem Insanteristen, der längst über alle Berge war. Sein Name war nie über ihre Lippen gekommen.

Und doch — bedachte man's genau, gab's für ihr Thun nur eine Deutung: der Soldat hatte sell' es ihr angethan, daß sie ihn nimmer vergessen konnte. Wahrhaftig, das mußte ein Mordsterk sein! —

Wenn man unter den Weibskenten Umschau hielt, es gab nicht viele wie die Christine. Er hatte seine Freude an ihr gehabt, ja daß er sich's nur eingestand, er war bis über die Ohren in sie verschossen.

Vergangene Woche hatte ihn der Balthasar Rödel geladen. Sie probierten den neuen Aepfelwein und saßen, als hätten sie Pech an den Hosen. Er hatte ein bißchen viel getrunken. Am Rittersnacht trat er in seine Hofraithe ein. Da überkam ihn unbändige Jugendlust. Und accurat wie die jungen Burken thaten, holte er die Leiter aus der Scheuer herbei, stellte sie unter der Christine Fenster und stieg behende die Sprossen hinauf.

„Steh auf, du waderes Mädelein,
Stomm, laß mich zu Dir herein.“

Droben regte sich nichts. So krabbelte er bedumpft herunter und stellte die Leiter an ihren Ort. Am andern Morgen hielt er Einkehr bei sich. Der Teufel sollte den Aepfelwein holen. Der hatte ihn zu dem Streich verführt.

Im Stillen leistete er einen Schwur, sein Gelübde niederzuhalten, es sei denn, die Christine würde sein ehelich Weib. —

Nun hatte er gestern seine Hoffnung begraben. Kochend war er fortgestürmt, die Straße hinunter ins freie Feld. Die halbe Nacht war er herumgelaufen. Im Wald hatte ihn das Gewitter überfallen. Und mitten im Loben des schmerzlichen Wetters hatte er seine Ruhe wiedergewonnen. Die klare Besinnung gebot, zu verzichten. —

Unser Herrgott hatte einen großen Garten. Vierterlei Pflanzen wuchsen darin, und jegliche forderte ihren Platz. Konnte man's einem Menschenkind verargen, daß es seine eignen Wege ging? Die Christine war nicht wie andre Mädchen. Die mußte man mit besonderem Maße messen. Ihr Bild stieg greifbar vor ihm auf, wie sie gestern zitternd vor ihm stand: das Bild einer armen Geängsteten. „Nehmt's nicht für ungut, es kann nicht sein.“ Das hatte unsäglich traurig geklungen. Da war gewiß kein Falsch dahinter. Sollte er den Stab über sie brechen?

Er schämte sich seiner Aufgebrachtheit. Verflucht! Wenn er hundert Jahre alt wurde, die Säule gingen halt mit ihm durch. Das war ein Erbeil von seinem Vater. Der hatte mit seinem hitzigen Blut das halbe Dorf sich feind gemacht. Und war der beste Mann von der Welt. Ja, stat in ihm denn Boshaftigkeit? In seiner Gefreundschaft wußten sie's: es war kein Tröpfchen Gift in ihm. Und wenn's die Christine nicht glauben mochte, jetzt sollte sie ihn kennen lernen. Er gab ihr den vollen Jahreslohn und für ihr Bubchen was dazu. Wollte sie diesen Nachmittag ziehen, hieß er den Postmüller anspannen. So schwer's ihm wurde, er fuhr sie selbst. Das hatte sie um ihn verdient. —

Gegen Mittag kehrte er ins Dorf zurück. Dort hatte die Kirmesfreude ihren Höhepunkt erreicht. Auf der Schleifwiese tummelte sich das junge Volk, die Musik intonierte den Siebensprung. Vor der Krone saßen die reichsten Bauern und becherten Wein. Glücke waren schon benebelt.

Als der Flurschütz eben vorüberschritt, trank ihm dieser und jener zu. Er mochte nicht unhöflich erscheinen und ließ sich bereden, ein wenig zu bleiben. Darauf that er der Sitte nach jedem Bescheid. Das starke Getränk stieg ihm zu Kopf.

Von ungefähr kam der Ködel dazu. Der nahm den Vetter geheimthuerisch beiseit.

„Daniel, hab' ich dann recht gehört?“

Der Flurschütz sah ihn verwundert an.

„Was ist los?“

Der Ködel stutzte.

„Wo kommst Du dann her?“

„Direkt vom Feld.“

„Das ist nicht schlecht.“

„Ich glaub', Du hast Dein' Uz mit mir.“

„Bewahr'! No Du wirft Augen machen.“

Dem Flurschützen riß die Geduld.

„Ez sprech' Dich aus,“ sagte er fast grob.

Der Ködel neigte sich nah' zu ihm hin.

„Alleweil ist mir der Bettelkaspar begegnet.“

„Ja und?“

„Der hat mir's erzählt. Hab' gemeint, ich müßt' auf den Rücken fallen. Dein Jakob ist diesen Morgen gekommen.“

„Der Jakob!“ prallte der Flurschütz zurück und stützte sich wie schwindlig auf seinen Stoc.

„Den bringt der Teufel,“ sagte der Ködel, denn er wußte als Freund und Aderwandter, wie Vater und Sohn mit einander standen.

„Nrieg die Krant!“ richtete sich der Flurschütz auf, und die Flammen schlugen ihm aus dem Gesicht. „Ich hab' mit dem Rautnuz nix mehr zu schaffen.“

„Ruhig Blut!“ redete ihm der Vetter zu.

„Wo soll he dann sein?“

„Wie der Kaspar spricht, bei Dir zu Haus.“

„Oha! Da sein ich der Herr, da hat he nix zu suchen.“

„Ich den!' doch, Du wirft fertig mit dem.“

Der Flurschütz hob den Arm empor.

„Ich sein Dir gut dafür.“

Er sagte der Tischgesellschaft hastig „Adjes!“ und ging. War ihm die Hiobspost in die Aue gefahren oder war's der ungewohnte Wein, er torfelte förmlich über den Platz. —

Der Ködel setzte sich zu den Bauern.

„Was hast Du dann mit dem Daniel gehabt?“ ging man ihn neugierig an.

„Ich?“ sagte der Ködel, „dreimal nix. Das Neueste ist: der Schwalbejakob ist wieder da!“

Ein paar Fäuste schlugen auf den Tisch.

„Der Schwalbejakob!“

„Strenzdonnerwetter.“

„Wo hat dann der Mecker die Zeit her gestochen?“

„Drüben in Amerika.“

„Das heiß' ich unverhuts Kirmesbesuch.“

„Der hat noch gefehlt.“

„Achtung, ihr Leut', der Bull' geht um.“

„Sperret ez Euer Mädercher ein.“

„Ja, he hat's vormals arg getrieben.“

„Und fängt am End' das Geschäft wieder an.“

„Schwäh' doch kein Blech!“

„Wieso?“

„He wußt' genau, wo er anpochen konnt.“

„No, no.“

„Das versteht sich.“

„Bei so was sein immer zwei, die's wollen.“

Eschenröder Mädercher
Legt Euch in die Bohne,
Bann der Schwalbejakob kommt,
Wird er Euch belohne.“

Brausendes Gelächter erschütterte die Luft. Die Gläser bröhnten aneinander, der Wein rann in Strömen durch die Gurgeln. —

Indes schwanke der Flurschütz die Gasse hinunter, den hochroten Kopf vornübergebeugt.

„Himmelfarment, sein ich dann durmelig?“ spricht er mit sich selbst. „Schwäh' Dir nix ein, Du bist nicht durmelig. Ja freilich der Wein. Mußt mich dann der Teufel reiten, daß ich das Zeug herunterschütt'? Ich sein doch durmelig. Daniel, hab' Deine Gedanken zusammen. Der Stromer ist wieder lebig worden. Das hätt' ich mir nicht träumen lassen. Gott straf' mich, hab' gemeint, he ist rade-maustot. Was ist dann an so einem Mensch verloren? Daniel, Daniel, he ist doch Dein Kind! Fein gesprochen. Und was für ein Kind! Hatt' he ein' Funken Lieb' zu seinem Vater? Faulerei! Als Faß sein ich ihm gut gewest. Das heißt, so lang er dran zapfen konnt. Spund zu! Der konnt mir recht. Von mir aus kein' roten Pfennig mehr!“

Nimmt denn die Gasse heut kein Ende? „Allo, allo!“ Der Schweiß dringt ihm aus allen Poren. Da wohnt der Schmalbach, da der Ködel. „Allo, allo!“ Nun konnt sein Gehöft.

Am Gartenzaun steht der Bettelkaspar und grient ihn an. „Daniel, Dienisch, wo steckst Du dann? Sput' Dich, hast Besuch gekriegt. Das Jakobchen ist wieder da. Hat Bäckelcher wie Milch und Blut und ist den Mäderchen so gut. Daniel, sput' Dich!“

Der Flurschütz läßt den Kaspar tralatschen und schreitet das Statet entlang. Jetzt biegt er in die Thorfahrt ein. Zwei Stufen führen ins Haus hinauf. Die Küche ist leer. Wo ist die Christine? Vielleicht in der Scheuer. Horch doch, horch! Was war dann das? Da stöhnt jemand, als ging's ihm ans Leben. Daniel, Daniel, bist wirr im Kopf. Horch! Jetzt wieder. Ein verhaltener Schrei.

„Gottes Donner, das ist die Christine!“

Ein Sprung, er stößt die Stubenthür auf. Das Blut erstarbt in seinen Adern, die Augen quellen ihm aus den Höhlen. Ein Mann über die Christine her. Vergewaltigt sie. Hölle und Teufel!

Nun erkennt er ihn.

„Jakob!“

Der Boden wankt ihm unter den Füßen. Vor seinen Augen züngeln Flammen. Ein Wirbel raft durch seinen Kopf. Im Nu reißt er das Gewehr herunter. Anad! schnappt der Hahn. Da kracht der Schuß. Nittlings schlägt der Jakob zu Boden. Die Kugel ist in den Kopf gedrungen. Er ist tot! —

Die Christine schnellt auf. Der Wahnsinn will ihr Gehirn umklammern. Ein gräßlicher Schrei entringt sich ihren Lippen.

„Was habt Ihr gelhan? He ist der Vater von meinem Kind!“

Der Flurschütz taumelt ein paar Schritte vorwärts und stürzt an der Leiche seines Sohnes nieder. Um seine Schultern baumeln die Krähen, die er am Morgen geschossen hat. —

Der Bettelkaspar hat den Schuß gehört. Halb neugierig, halb erschreckt, schleicht er ins Haus und lugt in die Stube herein.

„Gott soll sich erbarmen!“

Das Entsetzen packt ihn, er rennt fort.

„Mordio, Mordio!“

Das Wort schlägt wie der Blitz in die Häuser. Die Leute sammeln sich auf der Gasse.

„Mordio, Mordio!“

Die Schreckenskunde bringt in die Krone. Die Alten lassen den Wein im Stich. Den Jungen ist die Luft zum Tanzen vergangen. Die Musiker klettern von ihrem Podium herunter.

„Mordio, Mordio!“

Der Kronenwirt steht mit schlotternden Knien.

„Zhr müht es drin den Gendarmen sagen.“

Da kommen sie schon in voller Wehr. Vorwärts, in des Flurschützen Haus! Trapp, trapp! Hinter ihnen drängt die Menge nach. Niemand getraut sich laut zu sprechen, die Stimmen sinken zum Flüstern herab. Trapp, Trapp! Die Gasse erdröhnt vom Tritt der Kolonne. Halt! Jetzt sind sie am Ziel.

Die Gendarmen wenden sich um:

„Daß sich keins untersteht, das Haus zu betreten!“

Der Bürgermeister und der Ortsdiener leuchten heran. Als Amtspersonen haben sie Zutritt.

Darauf gehen sie selbst hinein. —

Wohl eine Viertelstunde verstreicht.

Die Menge verzehrt sich in Ungeduld.

Endlich öffnet sich die Thür. Voran ein Gendarm, dahinter der Flurschütz, die Hände auf dem Rücken gefesselt. Er trägt sein Dienstabzeichen auf der Brust. Die Mühe hat er tief ins Gesicht gedrückt. Seine Blicke sind auf den Boden geheftet. Er scheint sich mühsam fortzuschleppen. Die hohe Gestalt ist völlig gebrochen.

Der Menschenschwarm weicht schein zurück und bildet unversehens Spalier. Bei den Weibern hört man unterdrücktes Schluchzen, die Männer sehen finster drein. Das Mitleid folgt dem Unglücklichen, den die Gendarmen vor den Richter führen.

Vom Kirchenplatz geht's mächtig hinan. Uralte Bäume besäumen den Weg, sie tragen roten Blätterschmud. Die leuchtenden Farben bedeuten das Leben. Der Wind aber ist ein Unglücksprophet. Der rauscht, sie bedeuten den Tod.

Mit einem Male flammt die Sonne auf und entzündet die Kronen zu gleißender Blut. Eine Feuersbrunst loht die Straße hinan. Und die Riesenackeln zur Rechten und zur Linken geben dem Flurschützen das Geleit.

Kleines Feuilleton.

— **Wachpflaumen-Industrie in Frankreich.** Die Wachpflaumen-Industrie besteht in Frankreich schon seit mehreren Jahrhunderten. Im Departement Lot et Garonne ist ein Flächenraum von mehr als 100 000 Hektar mit Pflaumenbäumen bedeckt, also etwa der fünfte Teil des ganzen Bodens, besonders auf dem rechten Ufer des Flusses und im Thale des Lot, dessen fruchtbarer und hügeliger, thon- und kalkhaltiger Boden ausgezeichnete Bedingungen für den Obstbau bietet. Auch an verschiedenen Punkten der benachbarten Departements der Gironde wird die Pflaume angebaut. Der Baum wird, wie „L'Illustration“ berichtet, durch Stedlinge oder durch Samen vermehrt, am häufigsten wird die erste Methode angewandt. Man pflanzt im Januar oder Februar, und kann, wenn die Vegetation kräftig ist, im August pflücken. Nach einem Jahre hat das Bäumchen die Höhe von etwa 2 Meter erreicht; man schneidet es Ende Februar oder Anfang März auf 1,50 Meter oder 1,80 Meter zurück, indem man Sorge trägt, ihm drei oder vier Knospen zu lassen, welche bestimmt sind, den Grundstock des Baumes zu bilden. Nach dem zweiten Ausschlagen ist die Erziehung des Bäumchens in der Baumschule vollendet und die Anpflanzung kann beginnen. Die höchste Tragkraft erreicht ein Baum mit 18—20 Jahren. Der Ertrag eines ausgewachsenen Baumes ist 5—6 Kilogramm Pflaumen. Diese Bäume, 6—8 Meter hoch, haben eine anmutige ausgebreitete Gestalt, sie sind in parallelen Linien von 10—20 Meter Abstand immer 8—10 Meter von einander gepflanzt, und oft sind zwischen diesen Reihen lange Reihen von Weinstöcken angepflanzt, welche dem Fuße der Bäume angenehme Kühle bieten. Die Bäume werden regelmäßig jedes Jahr zwischen Dezember und März verschnitten. Im Frühjahr bedecken sie sich mit den Blüten, dann erscheint das zarte Laub, und die Frucht setzt an und reift allmählich. Es vergehen fünf Monate der Pflege und Sorgfalt bis zur Ernte. Wenn die Getreide-Ernte vorüber ist, werden die abgefallenen Pflaumen aufgeammelt. Das Abfallen bildet die Garantie der Reife, außerdem lassen sich die Pflaumen dann besser baden, bekommen mehr Wohlgeschmack, mehr Gewicht und Umfang und werden bedeutend schwärzer, als wenn sie gepflückt werden. Sobald die Früchte gesammelt sind, werden sie

auf lange Hürden gebreitet. Dieselben bestehen aus einem Baden von Drahtgeflecht mit hölzernem Rande, und sind 1,40 Meter lang und 0,40 Meter breit. Auf diesen läßt man sie einige Tage der Sonne ausgefekt stehen, dann bringt man sie in die Trockenöfen. Der Trockenofen besteht aus einem Mauerbau von Ziegeln und Erde, ungefähr 2 Meter hoch, 2,50 Meter breit und 1 bis 2 Meter tief. Das Innere besteht aus einem Eisenkäfig, welcher acht übereinander gestellte Fächer trägt, welche auf Seitenhaken gehen und 0,25 Meter übereinander liegen. In diese Fächer schiebt man die Hürden. Je nach Größe und Reife bleiben die Pflaumen bis zwei Tage in dem Apparat, welcher allmählich zu 40 bis 70 Grad geheizt wird. Auf diese Weise können 15 bis 20 Centner Pflaumen an einem Tage behandelt werden. Wenn die Pflaumen aus den Trockenöfen genommen werden, haben sie $\frac{2}{3}$ ihres Gewichtes an Wasser verloren, und ihr Äußeres ist wesentlich verändert. Die festen, glatten, violetten, bläulich angehauchten Pflaumen sind schwarz und runzelig geworden. Das Baden im Badofen vollendet man die Pflaumen und giebt ihnen einen appetitlichen Glanz und ein köstliches Aroma. Hölzerne Hürden mit Rohrstrangen sind bereit, sie beim Verlassen des Trockenofens aufzunehmen; sobald sie darauf ausgebreitet sind, werden sie in den Badofen geschoben. In diesem bleiben sie $1\frac{1}{2}$ bis 6 Stunden und werden zwei- bis dreimal hineingeschoben, bis sie vollständig gebaden sind. Nun werden sie je nach der Größe ausgelesen und in größere und kleinere Körbe verpackt und auf den Markt gebracht, wo sie nach Pfund oder Centner verkauft werden. Der Preis schwankt nach der Zahl der Früchte im Pfund. Je weniger auf 1 Pfund gehen, also je schöner sie sind, desto teurer werden sie bezahlt. Der Durchschnittspreis ist 0,50 Franc das Pfund und 35 Franc der Centner. In den Magazinen der Kaufleute werden die Pflaumen noch einmal nach Größe und Güte sortiert, mit einer Badmaschine in Kisten verpackt, nachdem sie zwischen 2 Kautschukcylindern breitgedrückt worden sind. Unvollkommen gebadene werden noch einmal in den Badofen geschoben. Die auf Lager bleibenden Pflaumen werden in Zimtmuffeln zu 120 Grad erhitzt, dann hermetisch verschlossen und können nun jahrelang aufbewahrt werden. Die Gesamtproduktion des Dep. Lot et Garonne wird auf durchschnittlich 600 000 Centner geschätzt im Werte von ungefähr zwanzig Millionen Franc. —

Theater.

Bierbaums Trianon-Theater. Es möchte einen um Bierbaum, den lebenswürdigen, lebensfrohen Poeten, dem wir so manches schöne Lied verdanken, leid thun, aber von dem vernünftigen Urteil, welches das Publikum in der Eröffnungsvorstellung der Trianon-Bühne über die neue Theaterkunst des Dichters abgab, wird auch das größte Wohlwollen schwerlich etwas abhandeln können. So schroff die Ablehnung war, so gerecht war sie. Die Idee der „lebenden Lieder“ und der dramatisierten Märchengeschichten — das Programm, dem die Bühne dienen soll — erwies sich, wie schon aus allgemeinen Gründen der Theaterpsychologie zu vermuten war, als totgeborenes Projekt. Dem Leben, das Lieder in sich selbst haben und das der einfache recitatorische oder musikalische, mimisch bewegte Vortrag aus ihnen herauszuholen vermag, kann der umständliche Theaterapparat der Decorationen und Beleuchtungseffekte nichts mehr hinzufügen. Im Gegenteil. Schon das fortwährende Fallen und Aufrollen des Vorhanges, das bei solcher Inszenierung des Lyrischen notwendig ist, läßt keine rechte Stimmung aufkommen. Vollends schlimm aber wird die Sache, wenn allerhand kleine Einfälle, die zu einem Gedicht, einer Fabel, einem Märchen etwa ausreichen mögen, vom Dichter schon im Voraus für Bühnenszwecke künstlich präpariert und in eine Art dramatischer Scheinform gegossen werden. Ein Lied, auch wenn über Gebühr durch besonderen Decorationschmuck herausgeputzt, ist bald vorüber, und wenn die Stimmung ausbleibt, kann man sich mit der Hoffnung auf das nächste trösten. Aber die dramatische Herrichtung des innerlich ganz ludramatischen zu breit ausgepöppelten allegorischen und Märchen-Scenen, dieses Reden und Dehnen des bescheidensten Inhalts zu theatremäßiger Länge wirkt mörderisch auf die Stimmung. Meist genügen ein paar Minuten, um die kleine Schlussscene, auf welche solche Scenen hinsteuern, am Horizonte zu erkennen und zugleich die furchtbaren Umständen zu erkennen, die auf der Fahrt zu diesem Ziele dem Hörer noch bereitet werden sollen, in direkter Empfindung voranzuziehen. Die Ungeduld regt sich, vage Hoffnungen, daß irgend eine Ueber-raschung doch noch im Hintergrund verborgen sei, tauchen zuweilen auf, aber nur, um ebenso schnell zu verwinden. Ein Ende ist nicht abzusehen und das hartnäckig gleichmäßige unaufhörliche Geplätscher der Vers- und Prosaerden wirkt landregenartig auf die Gemüter. Denn da giebt es nicht, wie für den lieben und geneigten Leser ein Recht des Drübergehühens und Uebersehens. Wie Prometheus an den Felsen gefesselt, ist der Theatermensch auf seinem Stuhle jeder, auch der langgedehnten Unbill schuldig preisgegeben. Tropfen um Tropfen muß er auf sein Haupt herunterregnen lassen, bis der Vorhang fällt.

Schon die „*Dame vom Monde*“, die Dramatische Phantastie, welche den Abend eröffnete, war eine harte Probe. In warmer Sommernacht, am Tempel der Venus, erscheint die „*Dame*“ zu flüchtiger Tändelei einem schönen Jüngling und, bei grauem Morgen entschwebend, hinterläßt sie seiner Seele unstillbare Liebessehnsucht. Alle Frauen der Erde, die er begehren wird, werden ihn lieben, aber die Erinnerung an die duftige, überirdische Schönheit der Mondschönkönigin wird ihn bei keiner Näst und Befriedigung

vergönnen. Eine lyrische Phantasie, nicht ohne zarten Reiz, aber so unbedeutend wie möglich. Ueber den unleidlichen Längen des Dialogs ging alle Stimmung, die ein Gedicht dem Stoffe hätte abgewinnen können, spurlos verloren. Doch das war nur ein Akt. Die Hirtin und der Schornsteinfeger, ein „Singspielchen“ von Bierbaum und Franz Wei mit Musik von Carl Lafite, hatte trotz des verkleinernden Stoffens drei vollgezählte Akte! Bei diesem Schlusstück wurde die Umgebung geradezu zur Nervenfolter. Die Sache soll so etwas wie ein philosophisches Märchen sein. Die handelnden Figuren sind ein Pagode aus Meißner Porzellan, die Hirtin aus Berliner Porzellan, der Schornsteinfeger aus Badpflaumen und ein Faun aus Ruchbaum; Schauplatz der Handlung ist eine Zimmerede, ein Schornstein und ein Dachstuhl. Der Pflaumenmann von niederer Herkunft und jugendlichem Idealismus liebt nämlich die zierliche Hirtin, verleitet sie zu einer Eskapade in die freie Welt, durch den Schornstein aufs Dach hinauf, und muß dann, da oben ein gewaltiger Schneesturm über das Liebespaar hereinbricht, mit seiner Dame auf dem gleichen Wege den Rückzug nach der alten Zimmerede antreten. Das Porzellanfräulein dankt den stürmischen Jüngling ab und nimmt dafür den alten Schnitzler, den Faun, zum Mann. Das alles zu drei Akten auseinandergezogen und mit einer phantasielosen Einfachheit des Dialogs vorgetragen, wie man sie selbst diesen Badpflaumen- und Porzellanfiguren nicht zutrauen sollte! Im ersten Akte war man verblüfft und wartete, im zweiten und dritten brach der Sturm los.

Jedem ein lebhaftes Interesse vermöchten auch die „Meinen Spiele“ und „lebenden Lieder“ des zweiten Teils nicht zu erregen. Auch war zu dem Vergnügen am Heimlichen, Feinen, Kleinen, das die „Meine Muse“ im Prolog verspricht, der ungeheuer lang gestreckte Theateraal, in den das Rollen der Stadtbahnzüge höchst modern hineinklang, so schlecht wie möglich gewählt.

Schließlich hat aber Bierbaums Versuch nur bestätigt, was einzelne Experimente in „Schall und Rauch“ wie in Wolzogens neuer Bühne schon vorher gezeigt: daß jedenfalls in dem melodramatisch-dekorativen Genre nicht die Zukunft der „Leberbrett“ liegt. Wo sie vornehm werden wollen und ihre Herkunft von dem Brett stolz verleugnen, da hat als ständiger Gast sich auch die Langeschweife eingestellt. Es ist kein Zufall und keine Unvernunft, daß das breittmässigste der Berliner Leberbrett, das alte Secessions-Theater, noch immer am besten floriert. —

Musik.

Es hält heutzutage wahrlich nicht schwer, einem Liederabend ein Programm mit wertvollen, aber noch nicht oder wenig bekannten Werken zu geben. Erstens ist der Schatz unserer sogenannten Klassiker und Romantiker trotz aller Abgedroschenheit einzelner Gruppen von Stücken noch lange nicht ausgeschöpft; wie vieles lagert nur allein in den späteren Bänden Schubert! Zweitens stehen wir jetzt bereits wieder inmitten eines ziemlich reichen Liederfrühlings. Die aus diesem zuvörderst zu nennenden Namen haben wir bereits mehrfach hervorgehoben. Mindestens quantitativ reicht sich daran schon deswegen viel an, weil ja auch Komponisten, deren hauptsächlichste Bestrebungen anderswo liegen, sich gerne ab und zu mit der jedenfalls wenig umständlichen Kunstform des Liedes betheiligen. Dazu dann der Reichtum an tonduftigen Texten aus älterer und nur auch aus neuerer Zeit. So stehen jetzt mehrfache Altersschichten moderner Liederkomponisten vor uns: junge, jüngere, jüngste. Der künftige Geschichtschreiber der jetzigen Stufe in der Musikentwicklung wird natürlich besser als wir verschiedene Strömungen unterscheiden können: Lieder mit spezifisch volalem Sinn, also mit einem Ueberwiegen des Gesanglichen über die Begleitung, und solche mit spezifisch instrumentalem Sinn, also mit dem umgekehrten Ueberwiegen; dann Lieder, die das Schwergewicht auf ihre Gesamthaltung, und solche, die es auf Einzelheiten legen; usw.

Zwei Komponisten, die uns eben wieder vorgeschickt worden sind, könnten für Diskussionen darüber manchen Anhalt darbieten, wenn wir gerade eine größere Menge ihrer Werke vor uns hätten. Allein „Kompositionskonzerte“ sind in unsrer Musikpflege — ausgenommen wo es anerkannte Tonmeister gilt — eine Seltenheit. Den neulich gehörten Komponisten Eduard Behm und Max Reger würde eine solche Bevorzugung jedenfalls zu gönnen sein. Von jenem (geb. 1862) waren in letzter Zeit bei uns ein Klaviertrio und „Zigeunerliebe“ für Solo und Chor aufgeführt worden. Die eben jetzt vorgetragenen zwei Lieder sind nach Gedichten von J. Kermer und W. Herz; jenes, das besonders viel Beifall fand, mit dem Titel „Zwei Sänge“, dieses mit dem Titel „Unter blühenden Bäumen“. In beiden Kompositionen lassen sich Züge einer bekannten Mache, eines Losgehens auf starke Wirkungen, eines Bevorzugens von Details nicht leugnen; jedenfalls aber sind es nicht nur dankbare, sondern auch reichhaltige Leistungen. Die Begleitung der Begleitung teilen mit ihnen die zwei uns jetzt zu Gehör gekommenen, jedenfalls noch sehr jungen Lieder (aus op. 31 und op. 43) von Max Reger (geb. 1873), einem Lieblingschüler Hugo Hermanns, einem in Berlin noch wenig bekannten Komponisten, der in seinen jungen Jahren bereits vieles (u. a. besonders Orgelwerke) vollbracht hat. Die zwei Lieder von neulich sind Vertonungen nach Oskar Wiener und Anna Ritter; jenes betitelt: „Sag es nicht“, dieses: „Mein Traum“; das letztgenannte das eindrucksvollere und jedenfalls ein

bemerkenswertes Berl. Gegenüber den erwähnten Eigenschaften Behms ist Reger, nach diesen zwei Proben zu schließen, der Schlichtere, wenn gleich nicht Kunstlosere, und — was freilich schon im Stimmungscharakter jener Vorlagen liegt — der mehr auf den Gesamteindruck Bedachte. Seine genannten Lieder geben weniger kräftig ins Gehör als die erwähnten, würden aber voraussichtlich bei näherer Beschäftigung mit ihnen bedeutend gewinnen.

Das Konzert, das uns, abgesehen von mancherlei Aelterem, diese halben Novitäten brachte, war das alljährlich wiederkehrende von Eugen Gura (Vater), dem längst weltberühmten Opern- und Liederbariton aus der Harstadt. Man dankt diesem großen Künstler für seine Darbietungen wohl am besten dadurch, daß man Unvollkommenheiten, die sich an ihm überhaupt oder vielleicht erst jetzt finden (Nachlässigkeiten in einzelnen Vokalen u. dgl.), als das betrachtet, was sie eben bei diesem Künstler sind: untergeordnete Punkte, die gegenüber den Hauptfachen — der achtungswürdigen Stimmbildung und dem einfachen, aber machtvollen Ausdruck — so wenig in Betracht kommen, wie sie bei positiv ärmeren Sängern allerdings mehr in Betracht kommen würden. — sz.

Humoristisches.

— Aus den Wiener Gerichtssälen. Richter: „Wo sind Sie geboren?“

Angeschlagte: „In Wien.“

Richter: „Wer waren Ihre Eltern?“

Angeschlagte: „Mein Vater war ein Italiener und meine Mutter eine Böhmin.“

Richter: „Wohin sind Sie zuständig?“

Angeschlagte: „Nach Ungarn.“

Richter: „Ihr Beruf?“

Angeschlagte: „Tiroler Naturjägerin.“

Richter (zur Klägerin): „Wäre dem nicht ein Ausgleich möglich?“

Klägerin: „Wieso denn? Ich hab' fünf Kinder und kann mir nit g'fallen lassen, daß mi a jung's Madel abwartent.“

Richter: Ihre fünf Kinder haben ja nichts davon, wenn die Beklagte bestraft wird. Seien Sie doch verjöhlich und machen Sie einen Vorschlag zur Güte.“

Klägerin: „Na also, Herr Richter, Sie sollen sehen daß i a verjöhliche Person bin. Wenn sie sich von mir die Watschen z'rudgeben laßt, gleich i mi aus!“

Richter: „War der Angeschlagte betrunken?“

Sicherheitswachmann: „Nein, er hat ganz vernünftig gesprochen.“

Richter: „Was hat er denn gesagt?“

Sicherheitswachmann: „Er hat fort und fort über die Wache geschimpft.“ —

(„Wiener Extrabl.“)

Notizen.

— Die französische Ausgabe von Zolas Roman „Arbeit“ ist bereits in 77 000 Exemplaren verbreitet. —

— Das Schauspielhaus bringt Ende Januar als nächste Novität „Miß Hobbs“, ein Lustspiel, das nach dem Englischen des Karl Jerome bearbeitet ist. —

— Woldemar Runge, bisher Oberregisseur des Neuen Theaters, ist Regisseur am Schiller-Theater geworden. —

— „Der Clown“, ein Verseinakter von Hans Bethge, ist für das Alexanderplatz-Brett erworben worden. Das Stück wird zusammen mit der Parodie „Die einsamen Menschen vom Schliersee“ Ende Januar aufgeführt werden. —

— Das neueste Leberbrett, „Theater Charivari“ wird am 8. Januar im Luisenstädtischen Konzerthaus (Alte Jakobstraße) eröffnet werden. —

— Wegen „polizeilich gewünschter Veränderungen baulicher Art“ bleibt das Trianon-Theater auf einige Tage geschlossen. — Zulassen! —

— „So ist das Leben“, ein Drama von Frank Wedekind, und Richard Voh's neues Drama „Umkehr“ sind vom Münchener Schauspielhaus zur Aufführung angenommen worden. —

— Sudermanns Drama „Die drei Reihersfedern“ wird zu Beginn der nächsten Spielzeit im Wiener Burg-Theater aufgeführt werden. —

— „ZillGulenspiegel“, eine Oper von E. v. Reznicek, erlebt am 12. Januar im Karlsruher Hoftheater die erste Aufführung. —

— Das Stipendium der Adolf Ginsberg-Stiftung ist für 1902 den Malern Fritz Genutat aus Berlin und Billy Schulte aus Belgien i. M. zu gleichen Teilen verliehen worden. —

— Der von der Stadt erworbene Seygersche Marmorstier soll nunmehr im Humboldtthain aufgestellt werden. —